

ERINNERUNGEN
AN
LUDWIG STÖHR

VON

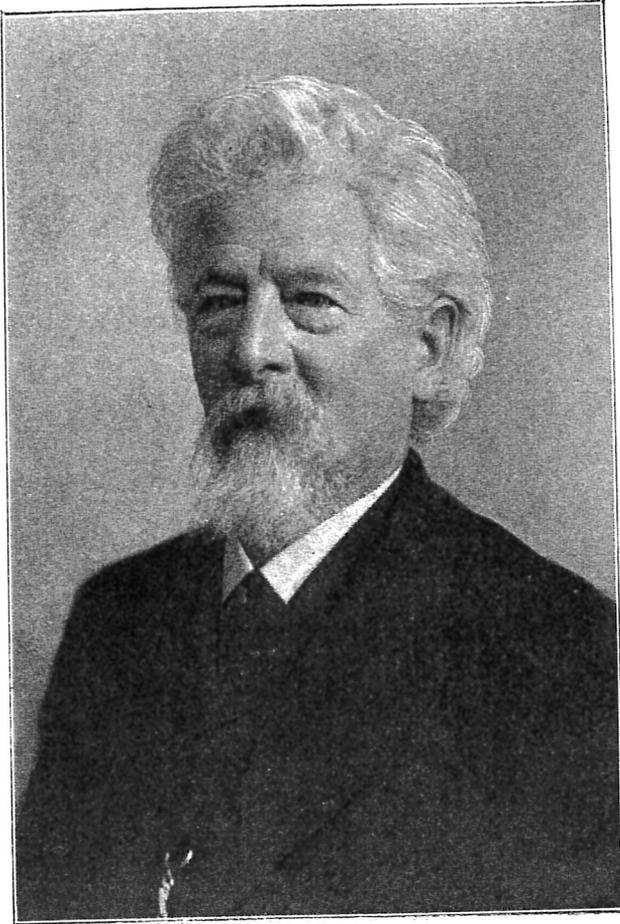
DR. HULDA MICAL

MIT BEITRAGEN VON
HANS FRAUNGRÜBER

HERAUSGEGEBEN
VON DER STÖHRGEMEINDE ST. PÖLTEN



ST. PÖLTEN 1924
DRUCK VON FRIEDRICH SOMMER IN ST. PÖLTEN
IM SELBSTVERLAGE



LUDWIG STÖHR

(Nach einer Photographie von Fr. Imbery.)

ERINNERUNGEN
AN
LUDWIG STÖHR

VON

DR. HULDA MICAL

MIT BEITRÄGEN VON

HANS FRAUNGRUBER

HERAUSGEGEBEN
VON DER STÖHRGEMEINDE ST. PÖLTEN



ST. PÖLTEN 1924
DRUCK VON FRIEDRICH SOMMER IN ST. PÖLTEN

Zum Geleit.

Die Wirren der schweren Gegenwart, wie die Schrecken der Kriegsjahre haben unser Gemüt erschüttert, die Klarheit des Blickes getrübt und Unrast in unsere Nerven gegossen, der wir uns nur allmählich und mit Mühe entwinden.

Wie wohligh empfinden wir in solcher Unruhe den vollen Blick auf eine liebenswürdige, harmonische Erscheinung, die ohne Haß, leidenschaftslos und richtunggebend durch unser Leben ging.

Eine solche Gestalt war LUDWIG STÖHR. Wer den Mann kannte, wer je seine herzbezwingende, urdeutsche, kernige Art auf sich wirken gefühlt, kann ihn niemals vergessen. Aus einem Meere klangvoller Töne dringt noch seine Stimme zu uns, aus einem Frühling erinnerungsreicher Vergangenheit leuchtet uns sein sonniger, warmer Blick entgegen. Ein Herz voll Güte und tiefem Verstehen schlug in dieser Mannesbrust. Seinem Gedächtnisse seien diese schlichten Blätter gewidmet als ein Gruß der Dankbarkeit und treuer Verehrung, als ein Ruf der Sehnsucht nach Menschen seinesgleichen. Sein Leib ruht in der Heimerde, sein liebes Bild im Herzen seiner Schüler und Freunde.

Hans Fraungruber m. p.

In der alten Schießstätte.

Einer der Stimmungsvollsten Schauplätze meiner Jugendfreuden war die traute, alte Schießstätte auf dem Wege zum Kalvarienberge. Im Saale des schlichten Gebäudes hielt LUDWIG STÖHR seine Singstunden. Eine Holzstiege führte zum Einlaßbalkon empor. Hier setzten sich vor der Ankunft des Lehrers die Buben fest und ließen keck, aber hochklopfenden Herzens, einen niedlichen Blumenregen auf die Mädels hinab strömen, die da unten drängend und kichernd ihre kleinen Geheimnisse ausplauderten. Unsere jungen Herzen glühten in erster Liebesahnung, aber die schattigen Bäume waren verschwiegen, obgleich sie wohl erraten konnten, welche Augen einander suchten.

Und noch einer gewahrte es sicherlich — unser lieber Musikmeister. Doch er lächelte leise, sein sonniger Blick wachte, daß kein Jugendtreich die Grenze überschritt. Er verstand das Knospen und Treiben der jungen Brust und wußte, daß ein harter Griff in diesen Lenz seelischer Entwicklung nicht linder wäre, als ein eisiger Reif. Und weil der liebenswürdige Mann der Jugend so gut war, flogen ihm alle Herzen entgegen und seine Singschule war ein Nest voll freudig zwitschernder Vögel. Bewundernd blickten wir zu ihm empor, wenn seine schöne deutsche Schlankheit in der großen Turnhalle ob der Heerschar von Musikern stand und mit ruhiger Sicherheit Haydns »Jahreszeiten« oder den »Elias« von Mendelssohn leitete; aber inniger

hing Auge und Ohr an ihm in der Musikstunde, oder wenn er uns mit seinem humorvollen Bruder Karl durch Wald und Feld führte, denn da gehörte er uns.

Alte Schießstätte wo bist du? Und du selige Jugendzeit?

Hans Fraungruber m. p.

Einleitung.

Wer könnte LUDWIG STÖHR vergessen, der jemals mit ihm zu tun hatte! Diesen Mann, der so ganz Persönlichkeit war, in jedem Zug seiner äußeren Erscheinung, in allen Tiefen seines inneren Wesens. Alles an ihm volle Harmonie und ungestörte Einheit!

Ein ausdrucksvoller Kopf von weißen Locken umrahmt, alle Formen des Antlitzes edel und ausgeglichen, ein Spiegel der inneren Größe und Ruhe. Die Augen klar, heiter und seelenvoll. Das mächtig ausgebildete, edelgeformte Ohr ließ den geschulten Blick sofort den Musiker erkennen. In der Tat eine Erscheinung, des Pinsels eines Rembrandt würdig.

Und mit dieser äußeren Erscheinung stand sein inneres Wesen im vollen Einklange. Alles an ihm war groß und wahr, kraftvoll und markig. Das Urbild des deutschen Mannes. Dabei war er von einer herzerquickenden, harmlosen Fröhlichkeit, erfüllt von dem Kinderfinn des echten Künstlers.

Ich sehe ihn vor mir, wie er durch die Straßen der Stadt ging, mit den großen hängenden Schritten des Gebirglers, den Körper ganz leicht nach vorn geneigt, im braunen Überrocke, die Pelzkappe auf dem Kopf im Winter, im Sommer im grauen Lüfterröckel und mit dem braunen, in der Mitte eingedrückten Strohhut, — im Munde die unvermeidliche Zigarre. Sie ging im selten aus. Daheim rauchte die Pfeife. —

Es war meist im mittleren Teil der Kremserstraße, wo ich ihn begegnete. Da kam er wohl aus dem Kloster der Englischen Fräulein in der Linzerstraße oder aus der Musikschule in der Mädchenschule, in späteren Jahren wohl auch aus dem Gymnasium oder aus dem Vereinslokal, in dem dann auch die Musikschule gehalten wurde. Das waren so Ludwig Stöhrs tägliche Wege. Während des Schuljahres kam er kaum einmal zum freien Aufatmen. Von morgen früh bis spät abends war er rastlos tätig als Musiklehrer an der Musikschule des Gesang- und Musikvereines, an der inneren und äußeren Schule der Engl. Fräulein, später auch als Musiklehrer am Gymnasium. Die Abende aber waren fast restlos durch die Proben im Gesang- und Musikverein ausgefüllt.

Ludwig Stöhr ist von ganz außerordentlicher Bedeutung für das Musikleben unserer Stadt. Vor dem Jahr 1869 gab es in St. Pölten außer dem Männergesangsverein, der 1859 gegründet worden war, kaum etwas anderes als Musik im engsten Kreise. 1869 wird Ludwig Stöhr an die Spitze dieses Vereines gestellt und sofort regt sich seine aufbauende Kraft. Schon ein Jahr später kann sich der Verein »Gesang- und Musikverein« nennen. Ludwig Stöhr hat in dieser kurzen Zeit den Frauenchor und ein ständiges Orchester gegründet. Dadurch hat sich dem Vereine ein unendlich weites Gebiet erschlossen. Er ist bei seinen Aufführungen nicht mehr allein auf den Männergesang angewiesen, die ganze reiche Welt der verschiedenartigsten Tondichtungen steht ihm nun offen vom einfachen Männerchor, vom Frauenchor bis zum gemischten Chor, zum Oratorium, zur Symphonie. Ludwig Stöhr wartet mit solchen Dingen auch gar nicht erst lange, bis der

Verein seinen Namen geändert hat, er geht den umgekehrten Weg. Der Verein wird erst umgetauft, als sein alter Name längst nicht mehr paßt und so wird an ihm das Wort zur Wahrheit: »Im Anfang war die Tat.« Schon am 28. April 1869 wird der erste Satz aus der Jupiter-Symphonie von Mozart im Sextett gespielt und am 17. Dezember desselben Jahres führt Ludwig Stöhr die erste Symphonie auf, den Priesterchor aus der Zauberflöte mit Klavierbegleitung und den Schlußchor aus den Jahreszeiten von Haydn. Wir müssen staunen über eine so außerordentliche Arbeitsleistung in so kurzer Zeit. Der 29. November 1874 bringt schon das große Ereignis der Aufführung von Haydns Schöpfung. Ein Vereinsmitglied, Fräulein Marie Radl, singt dabei den Erzengel Gabriel. Von nun an erscheinen ständig solche bedeutende Aufführungen in der Vortragsordnung des Gesang- und Musikvereines. Allerdings immer in längeren Zeitabschnitten. Und das hatte seinen guten Grund. Ludwig Stöhr trat nicht eher mit einer Aufführung in die Öffentlichkeit, bevor er nicht seiner Sache vollkommen sicher war. Jedes Einzelne der Mitwirkenden mußte das Gefühl haben: »Es kann nicht schief gehen«. Und dieses Gefühl hatte man unter Ludwig Stöhrs Meisterhand. Bedeutete doch die Aufführung nichts wesentlich anderes, als eine Probe, bei der jemand zuhörte. Denn die Proben unter Ludwig Stöhr hatten ein ganz eigenes Gepräge. Sie waren nicht nur eine Vorbereitung auf die Aufführung. Man ging zur Probe um ihrer selbst willen, wegen der Freude am Lernen.

Wie schön und genußreich war dieses Eindringen in die Werke der Tonkunst! Wie wurde der ganze Abend zu einem freudigen Erlebnis! Man dachte kaum an den

Endzweck. Ja — so wurde die Probe zur richtigen Lehrstunde, so war Ludwig Stöhr der Lehrer und Erzieher so vieler erwachsener Menschen, die sich alle mit Freude und Begeisterung von ihm leiten ließen.

War er doch der geborene Führer. Wie ein Fels im Meer, so ruhig und fest, kein Zoll Unsicherheit in ihm. Ich glaube keinem Vereinsmitglied ist jemals nur der Schatten eines Gedankens gekommen, daß Ludwig Stöhr irgend etwas in seinem Reiche nicht völlig beherrschen könnte, über irgend etwas nicht völlig im Klaren wäre. Er war uns der Maßstab, an dem wir alle Kunst maßen. Wie dem Napoleon seine Soldaten, so folgten wir ihm bedingungslos. Und es war doch gar nichts Gewaltfames in seinem Wesen. Nur ruhige Klarheit und Selbstverständlichkeit, das edle Selbstbewußtsein, das strenge Pflichterfüllung verleiht und die Hingabe an ein Hohes, das über uns steht.

Aus dem Vereinsleben.

Im Sommer ruhte die Tätigkeit des Vereines. Da weilte LUDWIG STÖHR in ländlicher Einsamkeit. In früheren Jahren in seinem geliebten Ochsenburg, später in Grammatstetten in Oberösterreich oder in Roteneck bei seinem Neffen, dem Linzer Turnprofessor Karl Stöhr.

Wenn die Schwalben zur Herbstreise rüsteten, kehrte Ludwig Stöhr wieder in die heimatlichen Gefilde von St. Pölten zurück. Bald darauf erschien eines Tages der alte Poifinger, der Vereinsdiener, bei uns im Hause. Der alte Poifinger, ein armes krankes Mannderl. Ständig von der Gicht geplagt, humpelte er mühsam auf seinen kranken Beinen daher. Wie hart mögen ihn die zwei Stockwerke bis zu unserer Wohnung angekommen sein. — Schon auf der halben Stiege rief er hinauf: »Fräuln Mirzäul, Prob is!«, dann humpelte er gänzlich hinauf, denn wir mußten ja den Einlagebogen unterschreiben. Manchmal entrang sich da ein Seufzer seiner Brust, wenn die armen alten Beine gar zu sehr schmerzten. Bedauerte ihn dann unsere Mutter, so sagte er wohl — ich sehe ihn heute noch vor mir wie die Worte langsam und mit Nachdruck aus seinem zahnlosen Munde mit den eingezogenen Lippen kamen — »Frau Mizäul«, sagte er, »wissen's was i ma da denk, wann's mi so recht reißt und zwickt? — »Unser Herr Jesus«, denk' i ma, hat am Kreuz nu viel mehr leid'n müaß'n — und da datrag is wieder leichter.«

Der alte Poifinger übte seinen Beruf mit Würde aus. Er hielt streng auf Ordnung. Wer eine Probe verfäumte, den zog er zur Rechenschaft. »Warum warnst du's letzte Mal net in der Prob? — mit diesen Worten stellte er die Säumigen und da hieß es standhalten. Ohne triftigen Grund blieb wohl auch nicht so leicht einer weg. Schon darum nicht, weil einem selber leid war um jede verfäumte Probe. Und dann wäre es ja nicht auszudenken gewesen, wie man sich vor dem Chormeister hätte rechtfertigen sollen. Er hätte wohl kaum viel gesagt, aber seine stumme Zurechtweisung wäre noch viel schwerer zu tragen gewesen, als die längste Strafpredigt. Dazu die strafenden Blicke der anderen Getreuen, ihre stille, aber doch beredte Verachtung — nein, nein, wer hätte sich solchen Dingen ausgesetzt! Nicht einmal ein Schnupfen, eine kleine Verkühlung konnte einen hindern, die Probe zu besuchen. Man hörte dann eben einmal nur zu, las fleißig mit und war im übrigen ein braves, gehorames Schulkind.

Wie beeilten wir uns an den Probeabenden mit dem Nachtmahl! Sogar das Butterbrot hinterher ließen wir zurück, wenn der große Zeiger sich bedrohlich der achten Stunde näherte. Nur um alles in der Welt nicht zu spät kommen! Wie peinlich, wenn man hinkam und die andern saßen schon in schönster Ordnung, den Blick auf den Taktstock des Chormeisters gerichtet! Kein freundlicher Blick, der einen grüßte. Als ob man gar niemand wäre, die reine Luft, nicht einmal ein Schatten. Und der Mensch ist nun einmal von Haus aus körperlich und spürt ein eigenes Unbehagen, wenn sich ein anderer seine Ausdehnungen wegdenkt. Mit diesem Unbehagen über die eigene Nich-

tigkeit mischte sich aber dennoch der Wunsch, möglichst ungefehen auf seinen Platz zu gelangen. Scheu schlich man sich hin, im tiefen Schuldbewußtsein. Eine freundliche Nachbarin reichte einem dann das Notenblatt und nun bemühte man sich durch doppelten Fleiß wettzumachen, was man verfäumt hatte.

Nun darf man sich aber nicht vorstellen, daß Ludwig Stöhr etwa ein Wüterich gewesen wäre, oder ein Griesgram, der nichts verstanden hätte, als zu schulmeistern. Man kam oft weg ohne einen ernsthaften oder strafenden Blick, seltener ohne ein leichtes ironisches Wort, wie z. B. »Ja, ja, sie haben halt einen weiten Weg da herauf, vom Riemerplatzel bis auf den Rathausplatz«. — Es kam auch vor, daß der Chormeister stumm seine Uhr aus der Westentasche zog und einen Blick darauf warf, je nachdem er eben aufgelegt war. Das Schlimmste war's, wenn er die Zuspätkommenden anscheinend gar nicht bemerkte, da war er grantig — aber später einmal kriegte man schon noch eine Bemerkung weg. Ich kann mich eigentlich gar nicht erinnern, daß ich selber einmal zu spät gekommen wäre, jedenfalls war es nicht oft und auch nicht gar zu spät. Waren uns doch die wenigen Minuten vor acht Uhr so unendlich viel wert, die wir in heiteren Gesprächen mit dem Chormeister verbringen konnten! — Meistens waren wir früher da als er und plauderten dann mit denen, die auch schon im Vereinszimmer waren, betrachteten die Bilder, die an der Wand hingen, die Erinnerungen an gelungene Aufführungen oder Bildnisse verdienstvoller Vereinsmitglieder, oder wir lasen die Wochenblätter. Es war ein lieber, traulicher Raum, das alte Vereinszimmer an der Gangeite im ersten Stockwerke der alten Schule

am Rathausplatz; später an der gleichen Stelle im zweiten Stocke. Ein langgestrecktes Zimmer mit einer Reihe von Fenstern an der Gangseite, auf den Arkadengang hinaus. Die Sessel standen in Stirnreihen gegen die Fenster gerichtet, vor diesen Sesselreihen das Dirigentenpult des Chormeisters. Wenn Damenprobe war, blieb ein großer Teil dieser Stühle leer. Einige Minuten vor acht Uhr öffnete sich die Glastür am Ende der Fensterreihe und der Chormeister trat herein, im braunen Überrock, die Zigarre in der Hand und die Pelzkappe auf den weißen Locken. Mit ihm kam regelmäßig seine Frau Kamilla, eine der wichtigsten Stützen des Vereines. Wie unschätzbar war sie als Führerin im Alt des Frauenchores! Von welcher Bedeutung war ihre Kunst auf dem Klavier für den Verein!

Sobald Rock und Hut an dem Nagel hingen, entwickelte sich ein belebtes Gespräch zwischen dem Chormeister und den braven Getreuen, die so überpünktlich erschienen waren. Nach und nach kamen die anderen angerückt und vergrößerten den Kreis, der sich um den Chormeister gebildet hatte oder sie suchten ihre Plätze auf. Die Rekruten, die eben erst die Musikschule verlassen hatten und in den Verein eingetreten waren, mußten in der ersten Reihe sitzen, dicht unter den Augen des Chormeisters. Die Noten lagen schon lange vor Beginn der Pause auf den Sesseln. Das Austeilen der Noten war ein Ehrenamt, das sich seine Inhaberinnen um nichts in der Welt hätten streitig machen lassen.

Der Chormeister blickt auf seine Uhr! — Acht Uhr! Wir fangen an! — Und er fängt an. Alles ist entweder schon auf den Plätzen oder sucht seinen Platz eilig auf. Rasch, ganz rasch drückt sich noch eins zur Tür herein und

überstürzt sich, um nur ja noch zurecht zu kommen. Gewartet wird nicht.

Ich habe mir erzählen lassen, daß einmal, ich war damals noch nicht im Vereine, eine Probe war, da waren außer dem Chormeister und seiner Frau nur Fräulein Rosalie Gebath und meine zwei Schwestern im Vereinssaale. Ludwig Stöhr fing ruhig an, wie gewöhnlich. Im übrigen soll diese Probe nicht sehr erquicklich gewesen sein und auch die folgenden Proben sollen noch kühle Schauer mit sich gebracht haben.

Bei den gemischten Proben nahm es Ludwig Stöhr nicht so streng mit dem Späterkommen, wenigstens nicht bei den Herren, denn vielen von ihnen machte es ihr Beruf unmöglich, pünktlich um acht Uhr da zu sein. Wehe aber dem, der sich durch einen Ankömmling in seiner Aufmerksamkeit stören ließ. Kam da einst ein neues Mitglied gegen ein Viertel nach acht Uhr ins Vereinszimmer spaziert, als eben alles in voller Arbeit war. Eines von den jungen Kücken kommt aus der Fassung und starrt den Eintretenden an. Der Chormeister klopft ab. Dann wendet er sich an den Ankömmling und sagt: »Herr H. das Frl. P. hat sie noch nicht gesehen, bitte kommen sie und lassen sie sich anschauen!« Dann wendet er sich an das Kücklein: »Also Fräulein P., sehen sie sich den Herrn gut an, es ist Herr H. Sein Name steht zwar schon lange auf der schwarzen Tafel, aber sie haben wahrscheinlich noch nicht Gelegenheit gehabt, sie anzuschauen.« — Wie mit Blut übergossen sitzt das junge Ding da und weiß nicht wohin mit ihrer Verlegenheit. — Noch heute erinnert sich das ehemalige Fräulein P. mit Schrecken an dieses Ereignis.

Den Anfang beim Einstudieren eines Werkes machte gewöhnlich eine Leseprobe. Ludwig Stöhr gibt den Akkord an und jetzt heißt es strampeln. Wir stürzen uns mitten hinein und jede Stimmgattung tut ihr Bestes; aber was hilft das, die eine Stelle »Ihr Männer von Israel helfet« ist gar zu schwer. Der Faden wird immer dünner — — zuletzt singen nur mehr vier bis sechs Stimmen. Der Chormeister macht ein verschmitztes Gesicht. — »Ja, da werden wir uns die Sache ein bißerl näher anschauen! Der Alt allein!« Und nun singt der Alt, vier Takte, sechs Takte, zwölf Takte, 15 Takte. Ein Klopfer! Noch einmal vom Anfang! »Und nun weiß er ganz genau, wo es happert.« Bitte um die Steele von »der Achtelpause an.« Er sagte immer »Steele« so weich und gedehnt, als ob zwei ee statt zwei »ll« hingehörten. Noch liegt mir der Klang im Ohr so vertraut und heimlich. »Ja, da haben wirs! Das e — cis. Also bitte! «cis.«

Frau Kamilla ist, wie gewöhnlich, die Erste, die die Sache heraußen hat und nun legt sie sich tüchtig hinein. Ihre Stimme reißt die anderen mit. Der Chormeister merkt das natürlich sofort. »Kamilla, jetzt singst du einmal nicht mit.« Und wieder heißt es strampeln. Nach und nach klingt die Stelle sicherer. Der Chormeister schmunzelt. »So jetzt ist die Fräul'n Klara ruhig.« Aber wir tappten nun doch nicht mehr so ganz im Finstern. Langsam ringen wir uns zur Klarheit durch. Eine Stimme nach der anderen wagt sich schüchtern heraus. Nach drei oder vier Versuchen sitzt die Stelle bei allen. Manchmal muß so eine gefährliche Stelle auch zehn- bis zwanzig Mal gesungen werden. Ludwig Stöhr kennt keine andere Grenze, als den sicheren Besitz. Hat der Alt sein Stück erobert, dann kommt der

Sopran daran, ganz auf die gleiche Weise. Dann singen beide Stimmen zusammen. Meistens ist es schon ein recht hübscher Eindruck, aber manchmal können die beiden Stimmen nicht gleich gut Freund werden. Schließlich muß es aber doch dazu kommen. Und wir erreichen dieses Ziel jedesmal. Mit Ernst und Strenge, mit freundlicher Ermunterung, wohl auch mit heiterem Scherz hilft uns Ludwig Stöhr über alle Klippen hinweg und haben wir uns nur einmal durch ein größeres Stück hindurchgebissen, dann singen wir es zur Belohnung in einem Zuge.

Bei größeren Werken übernimmt Frau Kamilla die Vertretung des Orchesters und spielt den Klavierauszug mit. So wachsen wir langsam in den Gesamteindruck hinein. Hatten wir unser redlich Stück Arbeit geleistet und waren wir im Lernen weitergekommen, so folgte nun die Erholung. Wir sangen ein oder zwei Chöre, die schon gut gingen.

Hie und da übten wir auch im Verein, so wie in der Singstunde das »Spaziergehen« und Ludwig Stöhr machte dabei feine Beobachtungen.

So verdankte Fräulein J. P., die Schwester des neugierigen Küchleins, einer solchen Prüfung ihre Ehrenrettung; denn bis dahin hatte der Chormeister fälschlich gemeint, sie sei die Schuldige, die eine bestimmte Stelle regelmäßig verpaßte. Nach einem solchen Spaziergang aber erklärte er feierlich: »Nein Fräulein Peperl, sie sind es doch nicht.«

Der Uhrzeiger hat die zehnte Stunde überschritten. Ludwig Stöhr legt den Taktstock aus der Hand. Die dazu Auserlesenen, legen die Noten wieder aufs Klavier in derselben Ordnung, in der sie diese vor der Probe dort vorgefunden hatten. Alles erhebt sich von den Plätzen,

um die Überkleider zu holen. Die eine oder die andere wendet sich noch mit einer Frage, irgend einem Anliegen, an den Chormeister. Eine vom Alt meint fragend: »Heut' waren wir aber brav?« und Ludwig Stöhr antwortet mit einem schelmischen Blick, der nicht recht erkennen läßt, ob er als »Ja« oder »Nein« aufzufassen ist. Manchmal sagt er auch ein anerkennendes Wort oder er spricht über die Tonwerke, die gesungen wurden, erklärt einiges daraus, kommt auch vielleicht auf irgend ein Tagesereignis zu reden, macht irgend einen harmlosen Scherz, kurz er gibt dem Abend einen harmonischen Abschluß. Niemals aber läßt er sich auf nichtsagende Gespräche ein oder auf irgend einen Klatsch, auch nicht auf einen Künstlerklatsch. So sehr Ludwig Stöhr Musiker war, vor allem war er ein Edelmann, ein Erzieher, durch und durch abgeklärt.

Lange dauerte dieses Standerl nach Schluß der Probe nicht, ganz gewiß nicht zu der Zeit, da der Poisinger Vereinsdiener war. Der alte Mann mußte seine Ruhe haben und er konnte nicht eher weggehen, als bis alle draußen waren, und zu seiner Zeit war das Lichtauslöfchen keine einfache Sache, wie heutzutage, wo man nur am Schalter zu drehen braucht.

Der alte Poisinger beginnt die Lampen auszulöfchen, wir verlassen den Saal. Das Gespräch wird aber noch fortgesetzt über die Stiege hinab und beim Haustor. Dort gehen die Wege auseinander. Aber ein kleines Häufflein kann sich noch immer nicht von dem verehrten Chormeister trennen und gibt ihm das Geleit bis an seine Haustür. Mit geheimen Neid betrachtet man die Glücklichen, die es verstanden haben, sich ein Plätzchen an seiner Seite zu erobern und die nun im regsten Gespräch mit

ihm begriffen sind. Manchmal gelingt es, bei der Straßenkreuzung die bestehende Ordnung zu durchbrechen, ein anderes Mal wendet sich Ludwig Stöhr selber an irgend eines aus der Schar. Immer aber wird der Weg zu kurz und muß durch ein kräftiges Standerl vor der Haustür in der Domgasse angestückelt werden. Bis endlich Ludwig Stöhr ein Ende macht und mit einem raschen »Gute Nacht« ins Haus tritt. Manches Mal ist es auch Frau Kamilla, die mahnt, aber niemals hat es eines aus der Begleitung eilig.

Ein vieltimmiges »Gute Nacht!«, ein verwickeltes Händedrücker, bei dem man keinen vergißt — und der schöne Abend ist zu Ende. Mit raschen Schritten eilen wir unserem Heim zu. Immer noch bilden die Erlebnisse aus der Probe den Gesprächsstoff. Gutmütige Neckereien fliegen hin und her und noch daheim, im Einschlafen, umgaukeln uns die Bilder aus der Gefangensprobe den Sinn, bis der Sandmann kommt und der Schlaf uns umfängt. Aber auch der führt uns oft genug noch im Traume in das Reich, das wir erst verlassen haben.

Ein freudiger Schmuck des Alltags, — das waren die Gefangensproben. Dazwischen bligte hier und dort ein helleres Licht auf, die Akademien. In Zeiträumen, die nicht allzu nahe vor einem Konzert lagen, versammelte sich das Völkchen Sonntag nachmittags um 5 Uhr im Vereinssaale zu gefelligen Zusammenkünften in echter deutscher Gemütlichkeit zur Erbauung von Herz und Geist. Es waren wirklich nur die edelsten Genüsse, an denen man sich hier erquickte, denn es fehlte gänzlich an Speise und Trank. Und doch war man so fröhlich beisammen und doch wurde die Zeit immer viel zu kurz. Das war so recht die Luft,

in der sich Ludwig Stöhr wohl fühlte, — feines geistiges Genießen und reiner Frohsinn. Hier war Gelegenheit, alles das zu üben, wozu der Rahmen der Proben und der öffentlichen Aufführungen zu eng war. Wer singen konnte, der sang Einzellieder, oder im Zwei-, Drei- oder Viergefang, dann spielten ihrer Zwei auf der Geige und dem Klavier, oder man spielte zu dreien oder zu viere. Kammermusik, ein anderes Mal gab es Klaviervorträge, meistens von Frau Kamilla bestritten, und ernste und heitere Vorträge der verschiedensten Dichtungen. Über all dem der Geist Ludwig Stöhrs, der das Ganze zusammenhielt und an sich zog. Ähnlich wie die Sonntag-Nachmittags-Akademien verliefen auch die alljährlichen Sylvesterfeiern. Vereinigten die Akademien nur den engsten Kreis der Vereinsmitglieder, so vergnügten sich am Sylvesterabend auch geladene Gäste. Die Darbietungen dieses Abends umfaßten meistens auch heitere Spiele und Scherze. Die Mitternachtsstunde wurde immer zu einer ernsten, erhebenden Feier. Nach der Neujahrsrede des Vorstandes erhob sich alles, um des Jahres Wendepunkt mit Beethovens gewaltigen Werke »Die Ehre Gottes« zu begrüßen.

Einige Minuten feierlicher Stille und dann gegenseitiges Glückwünschen und jeder freut sich, bei dieser Gelegenheit dem verehrten Chorleiter kräftig die Hand drücken zu können. Jeder mußte zu ihm heran, anders ging's nicht.

Festtäglicher Glanz umwogt die öffentlichen Aufführungen. Den ganzen Tag über schon Feiertagsstimmung. Alles drängt zum Abend hin. Der Tag verrauscht in Vorbereitungen. Jede Aufführung wird zu einem Freudenfest

für Ludwig Stöhr. Seine Truppen hielten sich wacker Jahr um Jahr, und folgten jeder leisesten Regung seines Taktstockes. Zwei von diesen Aufführungen sind mir vor allen andern auf ewige Zeiten ins Gedächtnis geschrieben. Der »Paulus« von Mendelssohn, das erste Konzert, bei dem ich mitfang und der »Frühlingstraum«, den ich noch als Zuschauerin genoß. Wie packt es noch heute mein Gemüt, wenn ich den Klavierauszug zum Oratorium »Paulus« durchblättere, eine Arie, ein paar Takte daraus höre, wie sehe ich alles vor mir, wie es damals war, im Stadtfaale! Wie wird die Gestalt Ludwig Stöhrs lebendig vor meinen Augen! Zum Greifen deutlich sehe ich ihn vor mir, den Taktstock in der Hand, seine ausdrucksvollen Augen beherrschen die Menge vor ihm, aller Blicke hängen an seinem Willen. Ich höre den Beifallssturm durch das Haus brausen, sehe, wie sich Ludwig Stöhr den Schweiß von der Stirne wischt — er floß reichlich bei solchen Gelegenheiten — sehe seine würdevolle, gemessene Verbeugung, mit der er für die Anerkennung der geleisteten Arbeit dankt. Und hernach — wie fröhlich war er bei der zwangslosen Nachfeier! Wie ansteckend war seine Heiterkeit, wie durchdrang sie alle Herzen! Wie neckte er das Jungvolk des Vereines, bis alles kichernd das Taschentuch vor die Nase hielt. O selige, goldene Zeit!

Mehr aus der Ferne, in tausend Sehnsüchten habe ich den Frühlingstraum erlebt. O, wie war es herrlich, dieses Zauberreich, das Onkel Ludwig im Verein mit seinem Neffen Ernst Stöhr geschaffen hatte! Was gab es da zu schauen und zu wünschen! Wer doch mit dabei sein dürfte! Wie wurde meine Sehnsucht immer auf's Neue entflammt, wenn die Schwestern aus den Proben erzählten, wenn sie

die duftigen Gewänder schneiderten und Rosen wanden aus Seidenpapier für den Wagen des Frühlings.

»Ein Frühlingstraum« — Worte von Ernst Stöhr, Musik von Ludwig Stöhr. — Wie viel Schönheit, wie viel Arbeit, wie viel Freude bedeuten diese kurzen Worte! Das Liederpiel schildert den Frühlingsspaziergang einer frohen Kinderchar, die eben das Glück hat, zum Frühlingsfest der Wald- und Wiefengeister zurechtzukommen. Auf ihrem Weg in den Wald stören sie einen Dichter, der anfangs darüber wohl sehr ungehalten ist, schließlich aber ganz prächtig auf seine Rechnung kommt, denn die Kinder rufen die Elfenkönigin und diese läßt sie die schönsten Gestalten des deutschen Märchens erblicken. Dazwischen treibt ihr Diener, der grasgrüne Richard, sein Unwesen, bewirbt die Kinder mit Gefrorenem und zankt sich mit dem Dichter. Schließlich kommen die Eltern der kleinen Gesellschaft, um sie heimzuholen, lassen sich aber erbitten, den Einzug des Frühlings abzuwarten und das Liederpiel endet mit einer Verherrlichung des Lenzes.

Dies in kurzen Worten die Begebenheiten, die durch die Musik Ludwig Stöhrs, durch die Worte Ernst Stöhrs und nicht zuletzt durch die ganz einzig schöne Ausstattung, die Ernst Stöhr im Verein mit seinen Malerfreunden geschaffen hatte, Leben und Licht erhielten. Jedes einzelne der prächtigen Gewänder, von Künstlerhand entworfen, das Ganze aufs Feinste zusammengestellt, mußte in der Tat eine gewaltige Wirkung hervorrufen. Ein unvergeßliches Bild! Wie schade, daß diese schöne Aufführung nur dreimal zustande kam und nie mehr wiederholt wurde!

Die Musikschule.

Zu der Zeit da ich sie besuchte, war sie im Erdgeschoße des Ostflügels der heutigen Schillerschule untergebracht. Die letzte Tür rechts ganz rückwärts im Gange führte hinein. Wie gerne sind wir alle in diese Musikschule gegangen! Es war ja auch immer lustig in der Singstunde, und, was die Jugend eigentlich noch viel mehr lockt, man fühlte, daß man dort etwas lernte. Das freudige Arbeitsbewußtsein war es, das einem so viel Luft machte, dieses Wachsen der Kraft und wohl auch der Zauber der Musik, der diesen Raum verklärte.

An der Nordseite des Zimmers stand eine kleine Treppe mit einem Harmonium, dem treuen Begleiter unseres Gefanges; dahinter das viereckige derbe Stockerl mit dem Wachslederfuß. An der Wand hinter der Treppe hing die Notentafel, an der Fensterseite neben der Treppe stand ein Kasten. Dieser Kasten wurde selten geöffnet. So viel ich mich erinnere, nur dann, wenn wir ausnahmsweise aus den schönen Liederheften mit den bunten Rücken singen durften, oder — wenn Herr Stöhr die Geige holte. Ich glaube aber, daß auch noch andere Dinge drinnen verschlossen waren, darunter wohl die sorgfältigen Aufzeichnungen Ludwig Stöhrs über die Begabung und die Fortschritte seiner Schüler, so eine Art Katalog. Meine Schwester sagte mir, daß er außer diesen Aufzeichnungen auch die tadellos ausgeführten schriftlichen Arbeiten der

Musikschüler enthielt und einige Aushilfsgeigen. Als ich die Gefangsstunde besuchte, hatte ich von diesen Aufzeichnungen keine Ahnung. Erst lange Zeit nach dem Tode Ludwig Stöhrs erfuhr ich davon.

An der Fensterseite des Zimmers stand der Sopran, beim Ofen der Alt, Mädchen und Knaben beisammen. Doch bildeten sich immer scharfe Gruppen innerhalb der Stimmgattungen. Eine Gemeinsamkeit zwischen Buben und Mädchen gab es zu meiner Zeit nicht in der Singstunde. Kaum daß man sich grüßte. Wir Mädels sahen mit einer gewissen Überlegenheit auf die Buben herab und kamen uns sicherlich viel vornehmer und feiner vor. Die Buben dürften uns für das Richtige gehalten haben: »für dumme Ganslerl, mit denen sie sich gar nichts anzufangen gewußt hätten.« Oder sollte ich mich irren? — Sei es gewesen, wie immer, Buben und Mädels gingen zu meiner Zeit ihre eigenen Wege. In anderen Jahrgängen hielten sie es anders. Das erfahren wir schon durch die Erinnerungen Frauengrubers.

Es war auch ein kleiner Unterschied, wie Ludwig Stöhr die Knaben und die Mädchen behandelte. Ludwig Stöhr war von einer zarten Hochachtung gegen das weibliche Geschlecht durchdrungen und das tat sich schon in seinem Benehmen gegen uns kleine Mädels kund.

Wir empfanden diese Hochachtung natürlich nicht in ihrem eigentlichen Sinn, es tat uns nur wohl, daß wir »mehr galten«, als die Buben, waren aber fest überzeugt, daß dies unser alleiniges Verdienst sei, weil wir auch viel braver waren. Bei uns genügte ein Blick, ein Wort, um sofort das tiefste Rot auf unsere Wangen hervorzuzaubern, um Grabesstille in unsere Reihen zu tragen. Die Knaben

waren aus einem härteren Holz gezimmert, etwas rauher in ihren Sitten. Hier genügte nicht immer das bloße Wort. Ein beredtes Zeugnis hiefür legte ein Knabe ab, ein hautnichtsnußiger Schlingel, durch die Art, in der er zumeist das Zimmer betrat. Den rechten Arm im Ellenbogen geknickt über den Kopf gehalten, schlich er sich zur Tür herein, wie das böse Gewissen in Person. Er hatte wohl trübe Erfahrungen. Diese energische Führung tat aber der gegenseitigen Liebe keinen Abbruch. Die Buben verehrten den Herrn Stöhr gerade so wie wir Mädels und auch er war ihnen trotz aller Strenge herzlich gut.

Im rückwärtigen Teil des Zimmers standen zwei Reihen langer, grün gestrichener Bänke. Hier schrieben wir unsere Schularbeiten. Es kam von Zeit zu Zeit vor, daß uns Herr Stöhr mit den Worten empfing: »Niederlegen! Heut tun wir schreiben! — —« »O, je! — — Schularbeit! — —« raunten sich dann etliche zu. Mir aber glitt jedesmal ein sonniges Lächeln übers Gesicht, denn ich wußte, daß es mir da bestimmt gut ging. Beim Singen hatte ich durchaus nicht immer dieses sichere Gefühl. Die Gesangschule hatte zu meiner Zeit drei Klassen. In der ersten Klasse lernte man die Noten kennen und sang einfache einstimmige Übungen ohne Vorzeichen aus der Krenn-Gesangschule. In der zweiten Klasse kamen die Durtonarten und der zweistimmige Gesang an die Reihe. Unser Gesangbuch war der erste Teil der Chorgesangschule von Böenicke. Im dritten Jahr lernten wir die Molltonarten kennen und sangen im drei- und vierstimmigen Gesang aus dem zweiten Teil von Böenickes Chorgesangschule; dazu kamen auch noch die 50 Gesangsübungen von Concone und allerhand andere mehrstimmige Lieder, vor allen die schönen Lieder-

spiele, die Ludwig Stöhr eigens für seine Schüler geschrieben hat. Drei davon, »Eine Wanderung durch die Märchenwelt«, »Der verzaubert Ferosch« und »Wie das Tannenbäumchen in die Fremde zog«, schrieb er ursprünglich für die Zöglinge des Klosters der Englischen Fräulein, das vierte »Lenzes Ankunft« für die Musikschule. Alle sind voll Sonnenschein, einfach und innig und doch durchaus nicht läppisch und — — gar nicht so leicht zu singen. Wer Ludwig Stöhrs Tondichtungen vortragen wollte, der mußte schon etwas gelernt haben, mußte denken dabei, nicht nur singen, wie es ihm gerade sein Gehör eingab.

Ludwig Stöhr hatte die Absicht, die vier Jahreszeiten in vier Liederpielen zu bearbeiten. Meine Schwester Emilie, eine seiner Lieblingschülerinnen, war dazu auszuersuchen, die Dichtung dazu zu liefern. Aber der Armen war es nicht vergönnt, mehr als die Worte zur Lenzesankunft zu schreiben. Ihr Tod riß eine arge Lücke in das Leben und Schaffen Ludwig Stöhrs. Wohl bat er später einmal meine Schwester Hedwig die Arbeit fortzusetzen, allein diese erklärte ihm, daß sie sich durchaus nicht als Dichterin fühle und außer Stande sei, seinen Wunsch zu erfüllen. Ludwig Stöhr machte darauf keinen Versuch mehr, das Werk zu vollenden, er fand wohl niemanden mehr, zu dem er das rechte Vertrauen gehabt hätte.

Den Anfang einer Musikstunde machen in der Regel theoretische Belehrungen. Was wir da lernen, wird sofort praktisch angewendet. Alles muß auch gesungen werden. Nicht nur der Verstand muß es erfassen, sondern auch das Ohr. Merkt Herr Stöhr, daß wir den richtigen Klang im Ohre haben, dann will er unsere Sicherheit prüfen. Es kommt das berühmte »Irrmachen«, das heißt, er begleitet

uns auf dem Harmonium und läßt hie und da eine Dissonanz einfließen. Da muß man nun fest sein und den Ton sicher halten. Fast immer gelingt es und dann freuen wir uns und der Herr Stöhr schmunzelt vergnügt. Er ist aber lange noch nicht zufrieden, es genügt nicht, daß wir den Ton beherrschen. Alle Übungen müssen auch in den verschiedenen Stärkestufen gesungen werden, stark, schwach, anschwellend im Aufsteigen, abschwollen beim Absteigen usw. Dann kommen die verschiedenen Vokale an die Reihe und so lernen wir Atemtechnik, Aussprache und Modulation ohne alle Anstrengung, als Selbstverständlichkeit. Ich habe von diesen schönen Wörtern noch lange nichts gewußt, als ich alles das schon beherrschte, was sie benennen. So machte es Ludwig Stöhr: — statt der Worte, die Tat.

An die Tonleiter- und Akkordübungen schlossen sich sehr häufig Treffübungen an, die Ludwig Stöhr aus dem Kopfe an die große Wandtafel schrieb. Wieviel unwiederbringliches, kostbares Gut hat da der fühllose Schwamm weggewischt! Man könnt ganze Bücher füllen mit den schönen musikalischen Eintagsfliegen, die unsere Notentafel belebten.

Den Schluß machten Übungen und Lieder aus unseren Gesangsbüchern. Wie in allem, so hielt Ludwig Stöhr auch hier auf strenge Ordnung und Sauberkeit. Jedes Einzelne mußte seine Sache sicher können. Ludwig Stöhr wußte auch immer ganz genau, wie es mit seinen Schülern stand, hörte jeden falschen Ton und merkte jeden der nicht gesungen wurde, entdeckte gar bald den Sünder oder die Sünderin, nur ließ er es nicht immer gleich merken. Wollte eine Stelle gar nicht recht gehen, sei es aus Nachlässigkeit, oder konnten wir sie trotz aller Mühe nicht fertig

bringen, ja, dann mußte reihenweise gefungen werden oder von drei oder zwei Stimmen allein. Ganz allein mußten nur solche fingen, bei denen Unaufmerksamkeit die Fehlerquelle war. Ganz unmusikalischen Schülern hätte ja das Alleinfinden auch nichts genügt; solche Schüler hatte Ludwig Stöhr übrigens nicht, und die Schüchternen wären dadurch nur noch schüchterner geworden. Ludwig Stöhr war eine feinsinnige Erziehnatur, aber Nachsicht in der Sache kannte er nicht. Wir Kinder mußten unsere Aufgabe gerade so tadellos durchführen, wie die Erwachsenen. Jeder Einfaß mußte peinlich genau eingehalten, jedes Vortragszeichen aufs liebevollste beachtet werden — — — und wenn wir eine Stelle zwanzigmal fingen mußten. Ging ein Lied oder eine Übung schon recht gut, oder handelte es sich darum, bei schwierigen Stellen anderen Mut zu machen, dann fragte Ludwig Stöhr wohl einmal: »Wer will die Stelle allein fingen?« Welches Hochgefühl schwellte da die junge Brust, wenn man sich melden konnte und wie glücklich war man, wenn man aus der befriedigten Miene des »Herrn Stöhr« fein schönstes Lob herauslesen konnte.

Um uns ganz sicher und unabhängig zu machen, ließ uns Ludwig Stöhr auch machmal »spazieren gehen«. Das war so: Wir bekamen unsere Noten in die Hand und Herr Stöhr sagte: »So, jetzt gehen sie einmal alle im Zimmer spazieren« — — da mußten wir im ganzen Zimmer herumgehen, erste, zweite, dritte, vierte Stimme, ganz durcheinander, bis endlich eine feine Mischung zustandegeworden war. Der Herr Stöhr paßte schon auf, bis alles gehörig verteilt und jedes einzelne auf sich allein angewiesen war. Dann rief er plötzlich »Halt! Wir fingen!«

und da stand man nun so allein und verlassen, wie der Schiffer auf wogender See, kein treuer Stimmgefährte zur Seite, ringsum hohe Wellen flutender Töne aller Art und es galt, sich auf die eigene Kraft allein zu stützen, seinen Mann zu stellen im Wogen und Brausen der Flut. Herr Stöhr aber ging prüfend durch das Tongewirr und horchte und horchte und entdeckte und entdeckte und erfuhr noch viel mehr, als er ohnehin schon wußte.

Nicht immer fangen wir zur vollen Zufriedenheit unseres Meisters, nicht immer blickte sein Antlitz lächelnd auf uns hernieder. Manchesmal war aber auch eine Stelle gar zu schwierig, der Takt gar zu verwickelt, unsere Köpfe gar zu vernagelt, die Ohren zu taub! Da zog Ludwig Stöhr die Stirne kraus in Falten, immer düsterer wurde sein Antlitz und wenn es gar nicht gehen wollte, erhob er sich von seinem Sitz und schritt mit gewaltigen Schritten dem Kasten zu. In dem Kasten aber ruhte die übelberückichtigte Geige. — — — Wehe, wenn sie aus ihrer Ruhe aufgeschreckt wurde! — — — Wie der zürnende Zeus stand Ludwig Stöhr vor uns und geigte uns mit schneidender Schärfe die böse Stelle in die Ohren — — und wir schämten uns zu Tode. So gewaltig war die Wirkung, daß später in ähnlichen Fällen die bloße Frage: »Muß ich am Ende gar die Geige holen?« — — genügte, um alle unsere Kräfte anzuspannen. Bei minderen Missetaten traf uns nur der Liebestitel »Pfründner« oder es fiel das Wort: »Ja, das ist gerade recht für den Pummersdorfer Gesangsverein«. Ich kannte damals das herzige Dörfchen im Westen unserer Stadt noch nicht und machte mir recht abenteuerliche Vorstellungen von diesem Ort. In anderen Jahrgängen soll in ähnlichen Fällen und auf die gleiche

ehrende Weise der Name »Ravelsbach« genannt worden sein.

Streng verboten war das Essen während des Singens. War sich doch Ludwig Stöhr nur allzu gut der großen Gefahr bewußt, die es mit sich brachte. Erwischte er einen seiner Schüler dabei, so flog die Düte mit den Zuckerln, die halbangebissene Semmel, unnachsichtlich zum Fenster hinaus und war der Sünder ein Bub, so tanzte ihm wohl hernach noch das Gefangbüchel um Kopf und Ohren, geführt von Meister Stöhrs Hand. — — Schmaufte da eines Tages einer auf der Fensterseite drüben unaufhörlich aus seiner Hosentasche heraus. Immer, wenn Herr Stöhr gerade nicht hinsah, fuhr die Hand zum Munde. Man sang eben das Reinecke Lied: »Schnick, schnack, Duddel-sack — — —« Ein paar helle Mädchenaugen im Alt, an der Ofenseite, hatten den Sünder gegenüber längst entdeckt. Verschirgeln galt aber als ehrenrührig. Was tun? — — — Die Alte, ewig junge Mädchenschlauheit findet einen Ausweg. »Schnick, schnack, Brot im Sack, Ornauer tut essen« beginnt eine Altstimme zu singen und eine andere schließt sich an. Dem Herrn Stöhr klingt es in die Ohren. Er lauscht — — er-lauscht — — und auf eins zwei drei erfolgt das Strafgericht. — — Der fürwitzige Alt hat sich freilich nach der Stunde mit dem erzürnten Ornauer auseinandersetzen müssen.

Beim Zuckerlessen hat mich Ludwig Stöhr niemals erwischt, ich hab's nie getan in der Gefangsstunde, so viele lose Streiche ich auch in der richtigen Schule, oben im ersten und zweiten Stockwerk verübte. Auch zu spät gekommen bin ich in die Singstunde nie und doch ereilte mich des öftern Herrn Stöhrs Strafgericht. Er hielt in

allem strenge Ordnung. Wehe dem, der seinen Boenicke oder seinen Concone vergessen hatte! — — Man bekam wohl vom Herrn Stöhr ein anderes Stück geliehen, aber es mußte Leihgebühr bezahlt werden, in Form einer Abschrift. »O ja, ich kann Ihnen schon ein Gefangsbuch geben, aber es ist nicht umsonst, die Übungen, die wir heute singen, werden dafür abgeschrieben.« Mit diesen Worten übergab Ludwig Stöhr das geliehene Buch. Es war immer sehr beschämend. Und ich habe es doch öfter als einmal erlebt.

Große Freude machte es uns, wenn Herr Stöhr an einem schönen Sommernachmittag statt der Singstunde mit uns in den Hammerpark wanderte. Er hatte ja die Natur so gern und wußte sie nicht besser zu feiern als durch ein Lied im Freien. Seine Liebe zur Natur riß uns alle mit und unsere jugendlichen Stimmen klangen doppelt rein und hell in der Begeisterung für die schöne freie Gottesnatur um uns.

Ein Festtag in der Musikschule war auch der 22. November, der St. Zäzilientag. Wohl wurde er ganz einfach und schlicht gefeiert, wie es eben in Ludwig Stöhrs Wesen lag, aber er machte doch, und vielleicht gerade deshalb, einen tiefen Eindruck auf uns. Ludwig Stöhr war alles eher als ein Frömmeler, aber er hatte eine tief innerliche Ehrfurcht vor allem Erhabenen und Weihevollen. Auf diese stille, innerliche Art feierte er seinen St. Zäzilientag. Nur so viel, daß man fühlte, heute ist kein gewöhnlicher Tag. Man kannte es ihm auf den ersten Blick an, daß er in gehobener Stimmung war. Ernster und weihevoller war sei ganzes Wesen, mit anderen Schritten als sonst ging er zum Kasten und holte die besonderen Notenhefte

heraus mit den schönen bunten Rücken, rot, gelb, veilchenfarb und blau und man war gespannt, welche Farbe man wohl bekommen würde, so groß und erwachsen man sich auch fühlte. Ein lichtblauer Rücken stimmte mich immer sehr freudig. Wie sind doch die großen Bürgerschulmädels noch kindisch!

Das Schuljahr fand sein Ende mit einer öffentlichen Schlußfeier. Diese wurde im Vereinszimmer abgehalten. Was bei der Schlußfeier gesungen wurde, das lernten wir meistens schon im April, Mai kennen. Die jungen Geigerlein übten vielleicht noch länger, nicht gewaltsam, nein, ruhig, mitten drunter unter die gewöhnliche Ordnung. Niemals in meinem ganzen Schülerleben habe ich im Einzelgesang gegläntzt. Lieber, guter, kluger Herr Stöhr, da habe ich dich doch betrogen — — wohl zum Teile ohne Abficht. So oft Ludwig Stöhr den Versuch machte, mich allein singen zu lassen, klang meine Stimme ganz beträchtlich schwächer, als sie ihm eben vorher im Gesamtgesang erschienen sein mochte. So lief mir einmal noch in letzter Stunde der Schlingel den Rang ab, der sich gewöhnlich mit hoherhobenen Ellbogen zur Tür hereinschlich. Ich hätte in Ludwigs Stöhrs Liederspiel »Lenzesankunft« den Winter singen sollen.

Ich atmete erleichtert auf. Dafür wurde mir alljährlich ohne Bedenken die Aufgabe der Sprecherin zugeteilt und ich entledigte mich dieser Aufgabe immer pünktlich und zur vollen Zufriedenheit des Herrn Stöhr. Was war wohl in mich gefahren, daß ich gerade das letzte Jahr, in dem ich die Musikschule besuchte, so nachlässig war und meinen Teil nicht lernte — — immer verschob — — immer verschob — — bis die Generalprobe kam und — — —

schrecklich! — — — nicht einmal zur Generalprobe hatte ich etwas gelernt. So geschämt, wie damals, habe ich mich nie wieder. O, wie lastete der stumme Vorwurf auf mir, der sich in den Augen Ludwig Stöhrs ausdrückte: »Du bist so etwas im Stande?« — — —

Sofort nach der Probe setzte ich mich hin und lernte, lernte wie nie zuvor. Bei der Aufführung konnte ich meine Sache tadellos und da hat mir dann Ludwig Stöhr auch vergeben. Es waren aber bange Stunden, die ich durchlebt hatte. Ja du lieber Jugendleichtsin, was machst du für tolle Sachen!

Wenn ich heute an jene Zeit zurückdenke, dann wird es mir erst klar, wie reich sie mich gemacht hat, wie schön sie war. Damals, als wir sie erlebten, war sie uns eine Selbstverständlichkeit. Wir nahmen all das Herrliche, Köstliche hin, als ob es so sein müßte. Ludwig Stöhr und die Musikschule waren eben da — — — sie gehörten notwendig mit zum Leben. Um wie viel ärmer dieses Leben gewesen wäre, ohne Ludwig Stöhr, ohne Musikschule, daran zu denken kam uns gar nicht in den Sinn. Es war nur einmal so und wir freuten uns, freuten uns unbewußt eines Glückes, dessen Seltenheit wir nicht erkannten. Es ist immer und ewig das alte Lied: Erst, wenn wir ein Gut nicht mehr besitzen, erkennen wir seinen vollen Wert. Ewig unwandelbare Menschenart!

Nikolaus in der Musikschule.

Im September schon freuten wir uns auf die kurzen Tage, auf die ganz kurzen Tage, wo es um drei Uhr schon schummrig wird. Im November spitzte sich die Sache zu. Gegen Ende des Monats prickelte es in allen Gliedern. Vor jeder Musikstunde gab es eine geheime Beratung. »Daß d' um halb fünf bestimmt da bist«, hieß es von einer Freundin zur andern. Um fünf Uhr begann die Singstunde, und wehe der, die sich um eine Minute verspätete! Um vier Uhr hielt ich es daheim schon nicht mehr aus. Daß der Herr Stöhr einen Nikolo eingelegt bekommen müßte, war eine ausgemachte Sache. Aber was? — — — Jedes Jahr machte es uns das gleiche Kopfzerbrechen und jedes Jahr kam das gleiche heraus. Von den Mädchen ein gebackener Krampus, von den Buben etliche Zigarren. Aber es war doch so schön, dieses Beraten und Bedenken vorher! Dieses Schwanken, diese Möglichkeiten! Man könnte wohl? — — — Wie wäre es? — — — Wozu reicht es? — — — Dann dieses Betrachten der Auslagen in der Stadt! Alles da drinnen gehörte uns, wenn wir wollten. — — — Ja, aber ob es ihm auch Freude macht? — — — Ob es gut paßt? — — — War das eine Wichtigtuerei und ein Geschrei! So ein Dußend Mädels in den allerdummfsten Jahren — — — so zwischen zwölf und vierzehn, die können sich was leisten! — — Zum Schlusse kam es immer wieder auf

den gebackenen Krampus hinaus. Es war und blieb das Beste und man war sicher, daß er seine Schuldigkeit tat und dem Herrn Stöhr gut schmeckte.

Hatten wir uns endlich wieder auf den Krampus geeinigt, — das war immer so um die letzten Novembertage herum, — so mußte erwogen werden, bei welchem Bäcker er bestellt werden sollte — — — und merkwürdigerweise kam dabei wieder jedes Jahr der »Hönig« heraus, das Backhaus in der Schreinerstraße, das bei uns allen, wegen seiner lieblichen Erzeugnisse in hoher Gunst stand. Wie wichtig machten wir uns dort mit unserer Bestellung! Vom allerfeinsten Teig mußte er gemacht werden und von riesenhafter Ausdehnung, und eine Rute mußte er haben und eine Kette und Knöpfe am Leibe aus gedörrten Zwetschken. Ein Prachtkrampus mußte er werden! — — — Das wurde er auch jedes Jahr. Wir waren jedesmal entzückt über den schönen Kerl. Mit liebender Sorgfalt wurde er in die Arme genommen und davongetragen. Aber jetzt ging erst die richtige Aufregung an. Er mußte ins Musikzimmer gebracht werden, ohne, daß es der Herr Stöhr merkte! Und wieder waren wir jedes Jahr so kindlich unbefangen, daß wir wirklich daran glaubten, der gute Herr Stöhr hätte keine Ahnung von dem, was ihn erwartete. Es fiel uns gar nicht auf, daß er an diesem Tage ganz ungewöhnlich lange brauchte, ehe er wieder ins Zimmer zurückkam, wenn er mit der niedrigeren Abteilung bis zum Haustor gegangen war. Wir dachten gar nicht daran, daß die dem Herrn Stöhr wahrscheinlich auch schon etwas eingelegt hatten. Ach, wie ist doch die Jugend auf den »Ichstandpunkt« eingestellt und blind und taub für alles, was diesen Kreis stören könnte!

Hatten wir Mädels unseren Krampus, die Buben ihre Zigarren glücklich auf dem Harmonium aufgebaut, dann schlichen wir uns auf unsere Plätze und taten so unbefangen als möglich. Wir waren jedenfalls überzeugt, daß es uns kein Mensch ansehen könne, daß wir etwas besonderes im Schilde führten. Wie mag es in Wirklichkeit gewesen sein? Tausend Funken in jedem Augenpaar, Quecksilber in allen Gliedern, auf den ersten Blick zu erraten. — — — Endlich kommt der Herr Stöhr zur Tür herein. Auch gänzlich unbefangen. Nun natürlich! — — Wie hätte er sonst so überrascht sein können? — — — Mit freundlichem Schmunzeln betrachtete er das gebackene Untier, wendete es von links nach rechts, von oben nach unten, schüttelte den Kopf und konnte sich gar nicht erklären, wie denn der Kerl hereingekommen sei. Darauf großes Hallo von unserer Seite. Dann entdeckte Herr Stöhr die Zigarren und wieder gab es großes Wundern und Staunen von seiner Seite, fröhliches Lachen und stille Wonne bei uns Kindern. Denke ich daran, so wird mir heute noch das Herz warm.

Ausflug in der Musikschule.

»Am Samstag ist Ausflug!« verkündete uns Herr Stöhr in der Mittwochstunde. Heia!, war das eine Freude! — — Und ein Eifer dazu beim Singen, denn wir wußten sehr genau, daß ein solcher Ausflug keine bloße »Heß« war, sondern, daß man trotz aller Fröhlichkeit seinen Mann stellen mußte. Freilich konnten wir das jederzeit, denn wir hatten immer ein paar Lieder bereit, die wir auf jeden Fall singen konnten. Also war so eine Singstunde vor einem Ausflug alles eher, als eine Schnellfiederei, in der, gehe es wie es gehe, rasch einige Lieder eingewerkelt wurden. Aber wir wollten und sollten beim Ausfluge ganz besonders schön singen und so fangen wir denn vor allem noch einmal solche Lieder durch, die den Ausflug verschönern sollten. Es ging jedesmal prächtig. Wie sollte es auch nicht, wenn man die Sache so gut konnte, jede Note im Kopfe hatte! Nur hier und dort fand der Herr Stöhr, daß das Piano noch mehr piano sein könnte, daß eine Stelle noch mehr den Worten entsprechend gefungen werden könnte, aber das war äußerst selten notwendig, denn diese Mahnungen waren uns längst in Fleisch und Blut übergegangen. Wir hätten die Lieder gar nicht anders singen können. So sah Ludwig Stöhr in einer solchen Singstunde meist sehr vergnügt drein. Wir merkten es kaum, aber seine sonnige Stimmung wirkte ganz unbewußt auf uns zurück. Wir

fangen uns so leicht und freudig und war uns kannibalisch wohl. Stolz empfanden wir, daß der Herr Stöhr mit uns zufrieden war. Heute erst, da ich nicht mehr mit Kinderaugen ins Leben schaue, und auch gelernt habe, in anderer Menschen Seelen zu lesen, kann ich mir vorstellen, daß Ludwig Stöhr an solchen Tagen wahrhaft fröhlich und glücklich war, wenn er so sein Werk heranreifen sah. Er konnte wirklich seine Freude an uns haben. Tadellos gefungene Chöre von dreizehn- bis vierzehnjährigen Kindern, das war wohl etwas! — — — Und es war nicht nur eine Sache, auf die man stolz sein konnte, es war auch etwas Schönes, Erhebendes, etwas, das das Herz erquicken konnte. Aber daran dachten wir Kinder wahrhaftig nicht. So bescheiden war man einmal.

Wir dachten nur daran, daß es unsere Pflicht sei, so schön als möglich zu singen und wir freuten uns unbändig, wenn er uns lobte. Das mag so kein schlechtes Geschnatter gewesen sein am Ende einer solchen Stunde! Wir hörten das natürlich nicht. Wann hätten es jemals Kinder gehört, wenn sie Lärm machten! Und der Herr Stöhr hörte es wohl auch nicht, oder es tat ihm eher wohl als weh. — — Mitten in dem Gefurre und Gessumme stand er und war sehr vergnügt dabei. Nerven hatte der Mann keine, gewiß keine modernen.

In den folgenden zwei Tagen mußte der liebe Herrgott einen Berg von Kinderbitten um schönes Wetter entgegennehmen. Endlich kommt der Samstag! Der Himmel leuchtet im hellsten Blau. Auf dem Platz vor dem Bahnhof versammelt sich eine fröhliche Kinderschar. Unter den Kindern sieht man aber auch manches sehr erwachsene Fräulein, junge Männer, ältere Frauen, kurz und gut, alle Alterstufen beider Geschlechter sind vertreten.

Gibt es doch eine stattliche Anzahl von Vereinsmitgliedern, die es sich nicht nehmen lassen, mitzuhalten. Manche von ihnen waren einst selber Schüler und Schülerinnen der Musikschule und sind ihr treu geblieben. Auch einige Mütter und einige Väter der Musikschulkinder sind dabei, die den Ausflug gern mitmachen möchten. Die Kremferstraße herauf kommt mit großen bedächtigen Schritten und mit einem Gesicht voll Sonnenschein der Herr Stöhr. Die Kinder stürzen auf ihn los, Buben und Mädels zugleich. Die meisten haben schon die Karten gelöst und so sitzt man bald im Zug und treibt allerhand Kurzweil. Fast alle sitzen in einem Abteil beisammen und so kann es gleich mit dem Singen losgehen. Es ist aber kein wilder Gefang. Fein säuberlich muß es zugehen in Klang und Takt wie in der Singstunde. Der Herr Stöhr gibt den Ton an und nun erschallt aus den jungen Kehlen, unterstützt von den Gästen, denen unsere Lieder auch lieb und vertraut sind, »Heute noch sind wir zu Haus« oder: »Die Lerche singt ihr Morgenlied« usw., lauter Lieder, die im Gefangbuch von Boenicke stehen oder in den feierlichen Notenheften mit den bunten Rücken. In Pottenbrunn wird ausgeflogen. Es geht über den Schildberg nach Böheimkirchen. Im Gehen wird nicht viel gesungen, höchstens einmal ein hübsches Marschlied. Der Herr Stöhr ist immer voran. Wer an seiner Seite gehen will, muß flinke Beine machen. Sein Antlitz strahlt. Man sieht ihm an, wie unendlich gern er die Natur hat, den hellen, warmen Sonnenschein, die wogenden Felder, den dunklen stillen Wald.

Blumenpflücken sieht er nicht gern. Nur ein kleines Sträußchen ist jedem erlaubt, oder eine deutsche Kornblume, an die Brust gesteckt.

Durch wogende Kornfelder geht es dem Walde zu. Bald haben wir ihn erreicht. Ludwig Stöhr bleibt stehen in stummer Andacht. Viele Worte machen ist nicht seine Sache. Und doch geht eine Wirkung von ihm aus, mächtiger, als sie die schwungvollste Rede hervorbringen vermöchte. Alles wird still und gerät unwillkürlich in den Bann, den der deutsche Wald auf die unverdorrene Seele ausübt. Wir alle fühlen, daß wir vor einem Schönen, Erhabenen stehen. Ein paar kurze Worte Ludwig Stöhrs führen uns diese Schönheit so recht vor Augen. Dann sagt er: »Willkommen im Grünen!« und schon stehen wir in der Ordnung, wie im Musikzimmer, die Sangesgäste ordnen sich nach Stimmgattungen ein, die Übrigen treten ein wenig zurück — — Herr Stöhr gibt den Akkord und hebt die Hand zum Taktgeben — — — und nun singen wir aus vollem Herzen und mit aufmerksamem Sinn das hübsche Lied aus Boenicke: »Willkommen im Grünen!« — — — Wieder weiß ich nun, daß wir Kinder eben sangen, weil es der Herr Stöhr so wollte und daß wir am Singen unsere Freude hatten, wie immer. Dazu kam noch der Waldesommerjubil, der unsere Herzen schwellte. Die volle Schönheit unseres Gefanges kam uns kaum zum Bewußtsein, wie wir das Glück der Jugend auch dann erst voll erfassen, wenn es schon längst entschwunden ist. — — — Ob Ludwig Stöhr in solchen Augenblicken wohl ein Betrachtender und Genießender war, oder ob er in seinem Werke aufging und das alles nur selbstverständlich fand? Seine Freude hatte er gewiß. Zwei Stunden Waldwanderung auf Wegen, die nicht jeder kannte. Schildberg, Dunkelsteinerwald und Traifenaue waren Ludwig Stöhr vertraut, wie seine Rocktaschen.

Da wußte er ganz genau Bescheid, kannte jeden Pfad und Steig und jeden irgendwie bedeutenden Baum. In der Radelbergerau wußte er z. B. zwei verschwiegene Asperlbäume, die mußten ihm jeden Spätherbst ihre Abgabe leisten. Wo die schönsten Dirndlbäume standen, war ihm bekannt und Erdbeer- und Himbeerplätze kannte er genug. Ging der Wald zu Ende, so nahmen wir von ihm feierlich Abschied mit dem Liede: »Ade du liebes Waldesgrün«. Das tiefe »As« in der dritten Stimme konnte ich dabei niemals ganz erwischen. Ich nahm es meistens in gebührender Ehrfurcht nur als sanften Hauch.

In Böheimkirchen angekommen, führte uns der erste Weg auf den Kirchenplatz. Hier grüßten wir die Kirche wieder mit einem Lied aus Boenicke »O, lehet doch, wie fein und hold, dort unser Kirchlein strahlet!« — — — vierstimmig. Kein langes Gefasel von Stimmung — — — aber volles, tiefes Erleben. Wie hat es doch Ludwig Stöhr so meisterhaft verstanden ohne viele Worte das Edle in uns wachzurufen und zu pflegen, uns zur Ehrfurcht vor allem Großen und Heiligen zu erziehen! Es war alles so selbstverständlich. Vom Kirchenplatz weg ging es ins Gasthaus. Damals war ja noch die selige Zeit, wo man um zwanzig Kreuzer eine gute Jause bekam. Ein Glas Milch oder Kaffee und zwei Semmeln dazu, oder Butterbrot und Käse, auch Wurst und Schinken waren kein unerschwingliches Gut. Was das Herz verlangte, konnte man haben — — und, was die Hauptsache war, von all diesen schönen Dingen bekam man soviel, als man wollte.

Ludwig Stöhr trank wohl selbst gern fein Krügel Bier, aber mehr als zwei wurden es nie und auch bei den Kindern sah er strenge darauf, daß sie Maß hielten.

Nach vollzogener Aßung ging es in den Gasthausgarten zum Spiel. Vorher zeigte man sich noch als Musikschule und sang gewissenhaft zwei, drei Chöre in der gewohnten, musterhaften Weise. Dann aber mit Heidi und Jucheiffassa auf die Wiese! »Katß und Maus«, »Blinde Kuh«, »Topffchlagen«, »Dreimann hoch«, alle, alle diese schönen Spiele kamen an die Reihe und bei allen tat der Herr Stöhr mit. Hoh, was war das für eine Luft, wenn man ihn beim Plumpfack verstecken tüchtig klopfen konnte, wie war man stolz, wenn man von ihm geklopft wurde! Und beim Fangenspiel, wie mußte man laufen, daß er einen nicht erwischte! Man denke nur diese langen Beine gegen unsere kurzen Kinderfüßchen! Und doch ereignete sich ab zu das Wunder, daß der Herr Stöhr trotz seiner langen Beine erwischt wurde, oder daß er eines von uns trotz aller Bemühung nicht einholen konnte. Wie das wohl zugegangen sein mag? — — — Ja, Ludwig Stöhr war ein echter, rechter Kinderfreund! Nicht weichlich, kein zärtlicher Großpapa, aber ein starker Führer, und dabei doch ein Kind mit Kindern. Wie wenige gibt es von dieser köstlichen Mischung!

Immer viel zu zeitig hieß es aufbrechen. So viele Lieder steckten noch in den Kehlen! Ein paar davon fangen wir noch zum Abschied im Gasthaus und die übrigen im Zuge. War das immer eine schöne fröhliche Heimfahrt! Kinder und Große seelenvergnügt. Vom Bahnhofe weg gingen wir noch gemeinam auf dem Domplatz und fangen hier noch einmal das »Kirchlein«. Welcher Stimmungszauber! Sanfter friedlicher Abendhimmel über den Dächern, in der Luft das Zwitschern der Schwalben,

kein Geräusch des lärmenden Tages mehr, alles Ruhe und Frieden. In diese Abendstille hinein tönt unser Chor — — Da wird es lebendig an den Fenstern — — — alles lauchtet — — — dort in dem schmalen Hause an der Südseite des Platzes gucken meine Eltern heraus und freuen sich. Wie hat doch mein Vater den Kindergefang geliebt!

Die letzten Töne sind verklungen — — — »Gute Nacht!« »Gute Nacht« tönt es von allen Seiten und der schöne Tag ist zu Ende. Lange noch lebt er aber fort im Erinnern derer, die dabei waren.

Ludwig Stöhr und das Kloster der Englischen Fräulein.

Innige Beziehungen verbanden Ludwig Stöhr mit dem Kloster der Englischen Fräulein in der Linzerstraße zu St. Pölten. Ende der Siebziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts kam er als Musiklehrer in das Kloster und er blieb dem Hause treu bis an sein Lebensende. Ludwig Stöhr gehört zur Geschichte des Klosters der Englischen Fräulein, wie er zur Geschichte der Stadt St. Pölten gehört, weil er eben überall ein Markstein war, wo er wirkte. Was bedeutete Ludwig Stöhr für das Kloster! Welche Glanzzeit ging den Hause mit ihm auf! Und wie regte sein Wirken im Kloster sein künstlerisches Schaffen an! Ein gegenseitiges Geben und Nehmen, das die schönsten Früchte zeitigte. Voll Ehrfurcht und Verehrung blickte Ludwig Stöhr zu der Frau Obervorsteherin, der Gräfin Josefine Castiglioni di Gonzaga, auf und sie wieder wußte den trefflichen Meister gar wohl zu schätzen und ließ ihm völlig freie Hand in seinem Reiche; wußte sie doch, daß sie ihm durchaus vertrauen konnte.

Die Aufführungen im Englischen Fräulein Kloster unter der Leitung Ludwig Stöhrs waren jedesmal ein echter künstlerischer Genuß. In liebevollster, feinsinniger Weise unterstützte ihn dabei das tatkräftige, malerisch begabte Fräulein Faltis, indem sie die Ausstattung der

Aufführungen besorgte. Welche freudige Aufregung herrschte vor einer solchen Aufführung im Kloster! Eine gute Stunde vorher schon standen die Zöglinge in ihren frischgewaschenen Kleidern und gestärkten Unterröckchen herum und wagten es nicht, sich niederzusetzen, ja nur an die Wand anzutreffen, aus Angst, ihre blütenweiße, frischgebügelte Schönheit könnte Schaden leiden. Es raucht allenthalben von Engelsflügeln und Flittergold, Blumenduft im ganzen Hause und Fräulein Faltis ist überall und nirgends. Endlich kommt der große Augenblick! Herr Stöhr ist heiter und ruhig, wie immer. Es ist ganz unmöglich, daß etwas schief geht, wenn er da ist. Keinen Augenblick denkt das junge Volk, daß das eine ganz außerordentliche Leistung ist, was sich hier abspielt. Und die Zuhörer? — — Ja die nehmen es auch ganz ruhig hin. O ja, es ist ihnen gewiß ein großes Vergnügen, aber es ist ihnen auch eine Selbstverständlichkeit ebenso, wie den jungen Sängerinnen da droben, so wie uns St. Pöltern die schöne Traifenau auch einmal eine Selbstverständlichkeit war, wie der Mensch eben alles Gute, an das er gewöhnt ist, gedankenlos hinnimmt.

Daß diese Aufführungen aber immer so gut ausfielen, daß sie von so gediegener Art waren, daß auch der strengste Musikkritiker daran nichts auszusetzen gefunden hätte, das verdanken sie den sorgfältigen Proben, die vorausgegangen waren.

Ludwig Stöhr kannte nichts Halbes. Wo immer er seine Kraft in den Dienst einer Sache stellte, da war es seine ganze Kraft. Er fragte nicht nach Zeit und Anstrengung, dachte wohl gar nicht daran. Nichts anderes

hatte er im Auge als das Ziel. Was er machte, das mußte ein ganzes Werk sein. Wie er sich selbst restlos opferte, so forderte er auch von seinen Schülern volle Hingabe, da gab es kein weichliches Nachlassen. Die Worte eines Liedes waren kein bloßes Ausfüllen, kein leerer Schall, sie mußten empfunden, verstanden sein. — So sagte Ludwig Stöhr z. B. bei dem Liede »Ave maris stella«: Denken sie nur, was sie singen: »Ave maris stella!« sei begrüßt du Stern im Meere! Denken sie sich ganz hinein, wie freudig, wie andachtsvoll der Schiffer diese Worte singt! — — — Können sie sich das vorstellen? — — — Voll Andacht, voll Innigkeit! — — — So! — — — Jetzt singen sie es selber so andächtig! — — — Oder bei der Stelle »Ein Strahl von deinem Angesicht ist mehr als Mond- und Sonnenlicht« — — »Denken sie einmal über die Bedeutung der Worte nach! Wie unendlich fein muß das Piano sein, wenn es feiner, schöner sein soll, als das Mondenlicht, als der Sonnenglanz« — — — Na, — — — auf eine solche Aufforderung hin, kam denn auch das Piano ganz herrlich heraus.

Ludwig Stöhr war nicht redselig. Öfter als ein- zweimal machte er solche Bemerkungen nicht, sie wirkten fast immer schon zum ersten Male, weil sie von Wärme durchdrungen waren.

Die Kinderlymphonie von Haydn wurde auch einmal im Kloster aufgeführt. Meine Schwester Hedwig hatte damals die Aufgabe, zwei Trompeten zur richtigen Zeit abwechselnd ertönen zu lassen. Das sieht auch einfacher aus, als es für ein Kind ist. Die Aufführung einer französischen Oper von Concone gab Anlaß zu viel Heiterkeit. Ludwig Stöhr konnte nicht französisch. Wollte er nun eine Stelle

in den Rollen oder im Chore bezeichnen, die gesungen werden sollte, so meinte er scherzhaft: »Beginnen sie dort, wo es heißt« ui, ui, »oder ein anderes Mal:« von der Stelle an, mit dem »ån ån«, anstatt zu sagen: »Im so und so vielten Takt, oder bei der und der Figur.« Es machte den kleinen Mädchen großen Spaß und sie sangen dann mit doppeltem Eifer. Daß er dabei auch sein Vergnügen hatte an ihren drolligen Gesichtern, das wußten sie natürlich nicht.

An großen Festtagen sangen die Zöglinge des Klosters auf dem Kirchenchor und Ludwig Stöhr leitete ihren Gesang und spielte auch die Orgel. Einigemale kam es auch vor, daß sein Neffe Hermann ihn an der Orgel vertrat und ich habe mir sagen lassen, daß in solchen Fällen die Herzen der kleinen Jungfräulein zweistimmig schlugen.

Durch die Betätigung auf dem Kirchenchor kam Ludwig Stöhr in engere Beziehung zur kirchlichen Musik und wurde dazu angeregt, für seine braven Schülerinnen selbst Messen und Einlagen zu schreiben und so entstanden seine prächtigen Schöpfungen auf diesem Gebiete. Wir haben von ihm: Messe Nr. 1 in Dmoll, Messe Nr. 2 in Esdur, Messe Nr. 3 in Fdur, Messe Nr. 4 in Dmoll, Messe Nr. 5 in Esdur, ferner ein »O Salutaris, ein Tantum ergo, ein Salve Regina und ein Te Deum.

Wie alle Stöhrmusik sind auch diese Tondichtungen in ganz einfachem Stile gehalten, schon darum, weil sie mit den einfachsten Mitteln dargestellt werden mußten; dabei sind sie aber von edelster Art, tiefinnig und herzensfromm, niemals leicht oder verwässert. Alles ist reinste Eigenart, kindlich klar, schlicht und echt.

Ludwig Stöhr erteilte auch Geigen- und Zitherunterricht in Einzelstunden in der inneren Anstalt und an der äußeren Schule der Englischen Fräulein. So bin ich schon im Alter von sechs Jahren Ludwig Stöhrs Schülerin geworden, denn ich besuchte die Schule der Englischen Fräulein während meiner ersten vier Schuljahre. Ich kann sagen, daß ich in meinem Leben keinen Lehrer so verehrt und geliebt habe, wie Ludwig Stöhr. Während ich dies schreibe, blickt sein Bild von der Wand freundlich zu mir auf den Schreibtisch herab und mir ist, als sei die lange Zeit verwischt, in der er nicht mehr unter den Lebenden weilt, als müßte ich noch einmal unter seiner Leitung singen können.

Ich kannte keinen Schatten an Ludwig Stöhr. Was er sagte, das galt, und ich meine, so wie mir ist es vielen andern ergangen. Es ist mir auch sehr leicht erklärlich. Der ganze Mann war so selbstverständlich, so ruhig und klar, so durchaus aus einem Gusse, daß er ganz von selbst Achtung erzwang. Dazu kam sein sonniges Gemüt, sein liebevolles Verständnis für die Kindesseele. Es ist kein Wunder, daß sie ihm so fest anhängen. Mit dem Unterricht nahm es Ludwig Stöhr sehr ernst. Von der ersten Stunde an gab es kein kindisches Getändel, kein Verpöppeln. Wir mußten uns gleich an gute, feste Kost gewöhnen. Eine Wandernote oder irgend ein anderes Hilfsmittel gab es nicht, ebensowenig wie in der Musikschule, trotzdem wir noch ganz kleine Patscherl waren. Auch kann ich mich nicht erinnern, daß jemals nur nach dem Gehör gesungen worden wäre. Wir hatten unser Krenn Gesangbuch und da gings gleich mitten hinein in die Welt der schwarzen Männchen auf den fünf Linien.

Und es fiel uns gar nicht schwer, man spürte überhaupt nicht, daß es etwas Besonderes war. Es war ganz selbstverständlich, wie alles, was von Ludwig Stöhr ausging. Und lustig war es auch noch dazu. Niemals habe ich mich mit dem Notenlernen geplagt und ich kann es heute noch nicht verstehen, daß diese Kunst in manche sonst recht kluge Köpfe so gar nicht hinein will. Ludwig Stöhr besaß eben den richtigen Zauberschlüssel, der das Tor aufsperrte ins Reich der edlen Frau Musika.

Ludwig Stöhr ist tot.

Man konnte es nicht fassen, trotzdem man diese Nachricht seit Wochen, ja seit Monaten erwarten mußte. Ludwig Stöhr ist tot! — »Nun ist ein Abschnitt deines Lebens unwiederbringlich dahin«, so packte es mein Herz mit graufamer Gewalt. Das Tor ist geschlossen. Verfunken alles, was bis jetzt eine Welt ausmachte für mich. Es wird Menschen geben, die nie etwas gehört haben von Ludwig Stöhr, die den Zauber seiner Persönlichkeit nie gefühlt haben, denen alles das, was uns reiches Erleben war, nur ein Schattenbild der Erzählung erscheinen kann.

In einer der letzten Proben hatte Ludwig Stöhr zum Schluß sieben seiner besten Sängerinnen um sich versammelt und meinte: »Können Sie diese Woche einmal nachmittags herauf kommen? vielleicht am Freitag? Ich möchte etwas mit Ihnen durchsingen«. Die Eingeladenen fühlen sich sehr geehrt und haben auch natürlich Zeit, denn was ließe man nicht alles zurück, wenn Ludwig Stöhr ruft. Pünktlich finden sie sich zur bezeichneten Stunde ein. Der Chormeister ist in heiterster Stimmung, munter und vergnügt, wie schon lange nicht mehr. Es wird geplaudert und man vergißt ganz, daß eigentlich gelungen werden soll. Endlich meint der Chormeister: »Ja, meine Damen, wie wär's denn, wenn wir singen täten?« — — »Ja, natürlich, dazu sind wir ja da!« Flugs verstummen alle und machen sich bereit. Der Chormeister

gibt ihnen die Noten. Es ist das Grablied, das er geschrieben hat, »Hier ist so tiefer Schatten«. Warum gerade das? — — — Keine fragt. Wieder liegt die stumme Abwehr über den Sängerinnen, die nicht fragt, nicht wissen will, die sich selbst täuscht und noch lacht, wo ihr die Tränen nahe sind, denn sie meint, das Leid mache halt vor ihr. »Ich möchte das Lied einmal ganz schön von ihnen gesungen hören. Ob sie es so zuwege bringen, wie ich mir es vorstelle.« Und nun setzen sie ihren ganzen Ehrgeiz darein, den Chorleiter zu befriedigen. — — — Aber er ist gar anspruchsvoll. Immer noch ist es nicht innig genug, immer noch das Piano nicht zart genug. Endlich nach dem sechsten Male sagt er: »Jetzt haben sie es schön gesungen. So müssen sie mir es auch singen«. — — — Ein jäher Schreck erfasst die Sängerinnen. Um Himmelswillen! So war es nicht gemeint? Nein, Nein, das kann nicht sein! Oder, wenn schon einmal — — nun ja, einmal würde er ja sterben müssen — — — aber das lag doch noch in weiter Ferne! Und so beschwächt sich jedes Gemüt für sich allein, so bemüht sich jede, im Chorleiter selbst keine trüben Gedanken aufkommen zu lassen und man plaudert wieder so unbefangen und heiter, wie vor dem Üben. Es sieht wenigstens so aus. Aber beim Heimgehen, als die Sängerinnen allein sind, da beginnt doch ein Raunen. »Was hat das wohl zu bedeuten?« und aus manchem Auge stiehlt sich jetzt eine Träne. Aber man will und will es nicht glauben, will nicht sehen, will nicht wissen. Und so kommt man wieder langsam in den lähmenden Dämmerzustand, in dem man sich schon so lange befand. Nach wenig Wochen ist das bange Ahnen zur Gewißheit geworden.

Nun war alles zu Ende. — — — Alles Bangen, alles Hoffen — — — Ludwig Stöhr ist tot! — — — Alles verwaist. — — — Alles tot und leer! — — — Wie leer das Vereinszimmer! Mit toten Augen starren die Fenster, der Raum gleicht einem Körper ohne Seele. — — — Nie wieder sollte sich diese Tür öffnen unter dem Druck von Ludwig Stöhrs Hand. Nie wieder seine kraftvolle Gestalt am Dirigentenpulte stehen, nie wieder sein lichter, sonniger Humor diese Räume beleben. — — Da stand noch das alte Harmonium — — nie wieder würde es singen unter seiner Hand, — — die berühmte Geige ruhte im Kasten, nie wieder würde der Ton ihrer Saiten unser Schuldbewußtsein wachrufen. Nie wieder würden an der Notentafel die schönen Übungen erstehen, die wir so gerne sangen. — — — Alles, alles tot und leer! — —

Man kann es noch immer nicht glauben. Wie im Traume sammelt man sich zur Totenfeier. Man übt Ludwig Stöhrs Grabgesang ein und will nicht denken, daß es ihm selbst gilt. Wie im Traume schreitet man vor dem Sarge her. Nur ein dumpfer Druck liegt auf Herz und Sinn, die Kehle ist wie zugeschnürt.

Düster und feierlich liegt die Domkirche im grauen Dämmerlicht des regenschweren Junitages.

Zum ersten Male in meinem Leben betrete ich das Sängerkor der Domkirche. — — — Mein Gott, wie schwer liegt alles auf meiner Seele! Als sollte es nie wieder licht werden, so trostlos und grau! — — — Riesel, riesel, riesel, singt der Regen seine eintönige Melodie und die Glocken läuten so traurig. Und nun beginnt die ernste, herzerreißende Feierlichkeit der Einsegnung, die sich jedesmal so tief in meine Seele bohrt. Das Flehen

der Zurückgebliebenen für den Toten, ein Flehen in jene Welt hinüber, die uns so ganz verschlossen ist, an die wir nur glauben können, von der wir aber nichts, gar nichts wissen. »De profundis« tönt es aus dem Schiff der Kirche zum Chore herauf und auf einmal packt mich die ganze Klarheit. »Diesesmal gilt es Ludwig Stöhr!« »Der Sarg, der dort unten steht, birgt seine Hülle!« — — — und da kann ich nicht mehr. — — — Es löst sich alles in mir und unaufhaltfam fließen die Tränen. — — — Tiefer Schmerz überwältigt meine junge Seele. Da tönt es von unten: »Et lux perpetua luceat eis«, darauf ein dumpfes Gemurmel. Sie beten das Vater unser. Nun ist das Gebet der Menge zu Ende. Der feine Laut des Akkordeons durchdringt den Raum. Wir sollen singen — — — sein Grablied! — — — Man meint es sei unmöglich. Alle Augen stehen voll Tränen, die Körper beben im Schluchzen, — — — Wie sollen wir singen! — — — Da rafft sich Frau Toni Büche auf, sein Stolz: »Kinder, sagt sie mit bebender Stimme«, »Nicht weinen, Wir müssen singen. Denkt an ihn. Er hat es so haben wollen«. Und ein Ruck geht durch die Sängerinnen, sie ermannen sich, als stünde Ludwig Stöhr vor ihnen und führte selbst den Taktstock. Es soll ein ergreifender Gesang gewesen sein, — — so sagten die, die zugehört hatten. Ich hörte und sah nichts. Auf meine Stimme kam es ja auch nicht mehr an. Ich konnte nicht singen.

Und dann sind wir hinausgewandert mit ihm an den Ort des Friedens. Nicht mehr um ihn herum, nicht in Frohsinn und Sonnenschein, still und gebeugt folgten wir seinem Sarge.

Eine Trauerweide neigt sich über sein Grab. Hier ist so tiefer Schatten.

Schlußwort.

Wenn wir Ludwig Stöhrs Leben überblicken, so sehen wir ein Leben voll Mühe und Plage, voll rastloser Arbeit vor uns. Während des Schuljahres gab es für Ludwig Stöhr vom Morgen bis zum Abend keine Erholung. In den letzten Jahren hatte er nicht einmal den Sonntag mehr ganz frei. Seine Tätigkeit als Musiklehrer im Kloster, an der Musikschule und im Gymnasium nahm ihn tagsüber in Anspruch, dazu kamen noch einige Privatstunden, die er am Morgen erteilte, bevor er zum Unterricht ins Kloster ging, die Abende waren dem Gefang- und Musikvereine geweiht. Kaum, daß je einmal einer frei war, und wenn, dann nützte er ihn wohl dazu, um jene Vereinsmitglieder unentgeltlich zu unterrichten, die zwar über schöne Begabung verfügten, aber nicht die nötige Ausbildung besaßen. Am Sonntag Vormittag aber betrieb er mit seinen Schülern aus dem Gymnasium Kammermusik, oder er wirkte bei der Kirchenmusik in der Franziskanerkirche mit. Zum Aufatmen kam er nie. Und doch war dieses Leben so reich und schön und hatte alles aufzuweisen, was das Leben lebenswert macht. Arbeit, Liebe und Schönheit.

Die viele und schwere Arbeit, die Ludwig Stöhr leistete, war doch ein Arbeiten in Schönheit, war zweckbewußte Arbeit, die zu voller Befriedigung führen mußte. Eine Schar begeisterter Anhänger stand ihm zur Seite.

Seine Schüler und Schülerinnen beteten ihn an und des Lebens Schmutz und Gemeinheit negte kaum seine Fußsohlen. Meilenweit entfernt stand Ludwig Stöhr von dem häßlichen Ringen des breiten Alltags, von den Ellenbogenkämpfen des Strebertums.

Ein inniges Familienleben bot ihm reichen Ersatz für den äußeren Glanz. Das Könighaus an der Ecke der Kremser- und Domgasse beherbergte einen Kreis wahrhaft hochgefinnter Menschen. Da war vor allen Ludwig Stöhrs Frau, Kamilla, die treue Begleiterin seines Lebens, das unentbehrliche Vereinsmitglied, die ihrem Manne bei aller Arbeit getreulich zur Seite stand, Freud und Leid mit ihm teilte. Ihr fein ausgebildetes Klavierspiel war ganz unschätzbar für den Verein, Frau Kamilla sorgte ja für die Begleitung des Chores in den Proben und sie wirkte auch bei den Konzerten mit. Manches bedeutende Werk, wie z. B. die Klavierkonzerte von Beethoven und Mozart haben die St. Pöltner von ihr spielen gehört. Und nicht nur die St. Pöltner, denn zu den Aufführungen des Gesang- und Musikvereines kamen Zuhörer von fern und nah, Männer wie Duesberg, Kirchl, Kremser, die Mitglieder der Philharmoniker-Vereinigung, drückten Ludwig Stöhr die Hand und versicherten, daß sie sich eine würdigere Darbietung nicht vorstellen könnten. Mit inniger Liebe, fast mit Verehrung, hing Ludwig Stöhrs älterer Bruder Karl an ihm, der feinsinnige Geigenmacher und Musiker, ein Original, wie Ludwig selbst. Was für schöne Stunden haben wir nicht an Sonntag-Vormittagen in dem kleinen Laden in der Domgasse verbracht! Rings um Karl Stöhr saßen eine Reihe andächtiger Zuhörer und Zuhörerinnen und er erzählte von seinen Wanderungen mit Ludwig

durch das schöne Kärntnerland und durch das Salzkammergut, von schönen Musikausflügen, die er erlebt, von Ereignissen aus seiner Jugendzeit und ähnliche schöne Dinge mehr. Ja, erzählen konnte Karl Stöhr, daß man nicht satt wurde ihm zuzuhören! Aus allen seinen Erzählungen aber klang die innige Liebe zu seinem Bruder heraus. Ihm war er ergeben mit ganzer Seele! Wehe dem, der diese geheiligte Gewalt anrührte. Auch sonst war Karl Stöhr eine gar energische Natur. Widerspruch erkannte er niemals an. Dixi, — wer's nicht glauben will, mit dem habe ich nichts mehr zu reden. Na wir waren zum Glücke alle noch so jung, daß wir uns an einen Widerspruch gegen Karl Stöhr gar nicht zu denken getrauten. Und so taten wir uns recht leicht mit ihm. Er erzählte, er belehrte, und wir nahmen alles gläubig hin. Ein Sonnenstrahl drang in den Laden, wenn schließlich noch Ludwig Stöhr auf ein Viertelstündchen hereinkam. Dann wars erst der richtige Sonntag. Schwer, schwer trennte man sich von dem traulichen Kreise und mancher Sonntag sah uns verspätet zum Mittagmahle kommen.

Die Nährmutter des Hauses war Karls Frau, Josefina Stöhr. Ein unendlich feiner, ausdrucksvoller Charakterkopf. Die echte Künstlermutter. Ihr Sohn, der Maler Ernst Stöhr, hat sie in vielen, vielen Bildern verewigt, diese kluge, hochgebildete Frau, die mit so unermüdlicher Hingabe für das ganze Haus sorgte. Wie viel Kummer, wie viel Arbeit hatten die dünnen Haarfrähne gebleicht, die um das gute, alte Antlitz hingen. Wie viel hatten die zarten, runzeligen Hände geschafft, bis sie all ihre Kinder groß gebracht hatte. Aber alle vier sind etwas

Tüchtiges geworden und Frau Pepi Stöhr konnte stolz sein auf ihre Söhne und konnte befriedigt zurückblicken auf ihr Leben. War das alles doch nur durch ihren unermüdlichen Fleiß möglich geworden.

Erweitert wurde der Familienkreis durch diese vier Söhne und durch Ludwig Stöhrs einzigen Sohn Emil, der zum Musiker geboren, sich schließlich doch für die juristische Laufbahn entschied, aber innerlich Musiker geblieben ist, durch und durch. Unter den Neffen ragte ganz besonders Ernst, der geniale Maler, hervor, den uns ein tragisches Schicksal leider zu früh entrisen hat. Mit inniger Liebe hing er, wie seine Brüder alle, an Onkel Ludwig und verschönte manchen Sonntag-Nachmittag, der der Kammermusik gewidmet war, durch sein seelenvolles Spiel auf der Bratsche.

Was Ludwig Stöhr für seine Neffen bedeutet hat, das mag man sich von einem von ihnen erzählen lassen. Wie er, als er noch als Junggefelle im Hause des Bruders lebte, immer bereit war, mit den Jungen zu scherzen und zu spielen, ihnen Musik zu machen und zu erzählen, der liebe, gute Onkel Ludwig. Er war und blieb der Mittelpunkt dieses Kreises, so wie er überall zum Mittelpunkt wurde, wo er Gelegenheit fand, sich zu entfalten. Nicht, weil er sich selbst dazu machte, sondern weil er es von Natur aus war. Ganz von selbst reihte sich alles rings um ihn ein und blickte auf ihn. Jeder, der ihn kannte, folgte ihm freudig und ließ sich von ihm leiten. Das ist der Zauber der inneren Kraft und des selbstlosen, reinen Willens.

So reich, schön und inhaltsvoll Ludwig Stöhrs Leben auch war, es ließ ihn nie zu einem ruhigen Schaffen

kommen. Immer wieder brauchte man den Herrn Stöhr und seine ganze Kraft, bald hier, bald dort, bald eine Gesamtheit, bald im Einzelnen, und immer wieder war er bereit, zu geben, sich zu zersplittern und aufzureiben. Wo hätte er jemals die Zeit finden sollen, den Druck seiner Werke durchzusetzen! Er kam ja kaum dazu, sie niederzuschreiben! Auch lag ihm jeder Geschäftssinn gar zu fern, und reiche Freunde, die alles Geschäftliche für ihn besorgt hätten, befaß er nicht.

So kommt es, daß wir von Ludwig Stöhrs reichem Schaffen nur wenig für die Nachwelt gerettet haben. Ganz Mensch, ganz Persönlichkeit, hat er die Spuren seines Erdendaseins viel tiefer in warme lebendige Herzen geschrieben, als auf totes Papier. Nur wer ihn selbst gekannt hat, dem ist der Zauber dieser einzigartigen Persönlichkeit verständlich.